Die Lebensweisheit meines Onkels.

Von E. Alberti.

Es sind nun bald vier Jahre her, daß ich eines schönen Morgens um neun Uhr vierzig Minuten den Zug bestieg, der mich von Pasewalk nach Berlin führen sollte.

Mein Onkel Gottlieb, ein ausgezeichneter Mann, unter dessen Obhut ich aufgewachsen war, hatte mir unter allerhand guten Ermahnungen das Geleit auf den Bahnhof gegeben, und die Lokomotive setzte sich bereits in Bewegung, während er mir noch immer zurief:

„Adieu, Alfred! Adieu! Vor Allem vergiß meine „Lebensweisheit" nicht, hörst Du? Vergiß vor Allem meine „Lebensweisheit" nicht!"

Ich war damals zwanzig Jahre alt und noch nie in der Hauptstadt gewesen. Am Tage vor meiner Abreise hatte mich mein Onkel zu sich gerufen und mir die folgende „Pauke" gehalten:

„Mein lieber Alfred, ich werde alt! Wie Du weißt, besitze ich ein Haus, dazu eine Jahresrente von fünfzehntausend Mark, einen Neffen und Rheumatismus. Es ist mein Wunsch, Dir Alles zu hinterlassen, was ich mein eigen nenne, den Rheumatismus natürlich ausgenommen, vorher aber möchte ich, daß Du Berlin sähest, um Deine Erziehung zu vervollständigen. Du wirst morgen mit dem ersten Zuge abreisen und so lange dort bleiben bis ich Dich zurückrufe."

„Unterhalte Dich, unterrichte Dich, gehe in Gesellschaften. Da Berlin aber eine Stadt ist, in der man in steter Kriegsbereitschaft leben muß, habe ich mich entschlossen, Dir selbst die Waffen mit auf den Weg zu geben. Nimm dieses Buch. Es ist die Frucht langjähriger Erfahrungen. Deine Jugend wird darin die Mittel finden, sich gegen die Fallen und Fußangeln, mit denen das Berliner Pflaster besäet ist, zu schützen. Ich habe in diesem Buche meine Lebensweisheit, d. h. alle Beobachtungen zusammengestellt, die ich im Laufe meiner langen Praxis über Menschen und Dinge sammelte. Sobald Du Deinen Fuß auf den schlüpfrigen Boden der Hauptstadt gesetzt hast, so thue keinen Schritt, ohne meine „Lebensweisheit" um Rath zu fragen. Nimm das Buch und Du wirst mir ewig Dank wissen." —

Jetzt wissen Sie, meine Herren, warum ich um 9 Uhr 45 Minuten in den Waggon stieg und weshalb mir das Echo noch lange nach meiner Abfahrt die dringenden Ermahnungen meines Onkels Gottlieb nachtrug.

Wie man sich denken kann, schlug mein Herz recht stark, als ich zum ersten Male den Fuß auf jenen gefährlichen Boden setzte, auf dem mein mißtrauisches Auge unwillkürlich nach verborgenen Fußangeln ausspähte. Nichtsdestoweniger beruhigte ich mich unschwer, besaß ich doch in der „Lebensweisheit" meines Onkels Gottlieb einen sicheren und untrüglichen Führer in dieser neuen, unbekannten Welt.

Die Woche war kaum verflossen, als ich, Dank den von mir mitgebrachten Empfehlungsbriefen, Einführung in den Salon einer Dame der Gesellschaft fand.

Unter den anwesenden Besuchern bemerkte ich einen jungen Mann von ausnehmend gefälligem Wesen und einnehmendem Aeußern. Jung, wie schon gesagt, von feinsten Umfagsformen, geistreich, wie die angeknüpfte Unterhaltung mich bald belehrte, gefiel er mir außerordentlich, und auch ich schien ihm nicht unsympathisch zu sein. Noch ehe der Abend zu Ende ging, waren wir die besten Freunde von der Welt und verabredeten uns, am nächsten Tage gemeinschaftlich zu frühstücken.

Zu Hause angelangt, erinnerte ich mich jedoch des dringenden Anrathens meines Onkels Gottlieb und öffnete darum seine ehrwürdige „Lebensweisheit". Einer der ersten Abschnitte war „Freunde" überschrieben. Er lautete:

„Freunde. — Mißtraue den Berliner Freundschaften. Lasse Dich nicht von dem zuvorkommenden Wesen Unbekannter einnehmen. Fliehe vor allen Dingen die Personen, die sich unter der Maske eines gefälligen Aeußeren Dir bei der ersten Begegnung an den Hals werfen. Es sind gewöhnlich Ausbeuter, die Dich anpumpen wollen."

Als mein neuer Freund am nächsten Tage nach mir fragte, mußte ihm meine Wirthin mittheilen, daß ich ausgegangen sei, ohne eine Adresse zu hinterlassen. — Das war No. 1.

Zu jener Zeit hatte ich einige schüchterne literarische Versuche gewagt und natürlich auch einige Verse verbrochen. Meine Versuche umfaßten einen ungedruckten Band lyrischer Gedichte und ein selbst vor meinen intimsten Freunden geheim gehaltenes Lustspiel.

Ein Dichter aber verräth sich leicht. Ich weiß nicht wie es kam, allein eines schönen Abends bat mich die Dame des Hauses, in dem ich mich befand, etwas aus meinen Dichtungen vorzutragen, eine Kleinigkeit, kurz irgend etwas. Ich weigere mich, man besteht darauf, endlich gebe ich diesem angenehmen Drängen nach. Mein Lustspiel und drei Sonette kommen zum Vorschein und werden vorgetragen.

Großartiger Triumph, Komplimente, Bravos, stürmischer Beifall! Ich gehe strahlend nach Hause. Auf dem Tische harrt meiner, schon geöffnet, die unvermeidliche „Lebensweisheit" meines Onkels Gottlieb. Das Wort „Komplimente" grinst mir entgegen. Ich lese:

„Komplimente. — Glaube nie dem falschen Lobgehudel dieser Welt. Je mehr man Dich lobt, desto weniger mußt Du von Dir halten. Das wahre Verdienst erregt nur Neid und Eifersucht."

Das bedeutet also, dachte ich mit einem Seufzer, daß ich eine vollständige Null bin. Arme Verse! Nach dem Beifall zu schließen, den Ihr erhalten habt, müßt Ihr ein recht trauriges Machwerk sein.

Adieu, ihr schönen, ehrgeizigen Träume und in's Feuer mit den Manuskripten! Es dauerte nicht fünf Minuten und sie waren in Asche verwandelt. — Das war Nr. 2.

Nach dieser Niederlage auf dem Gebiete der Literatur schenkte ich meine Aufmerksamkeit dem Finanzwesen. Ich hatte gerade einen Bankier kennen gelernt und setzte ihm einen von mir entworfenen Operationsplan auseinander, den er auch mit Wohlwollen anhörte.

„Hier ist meine Karte," entgegnete er, „besuchen Sie mich. Wir werden mit einander plaudern und ich will Sie bei der Gelegenheit an einem ausgezeichneten Geschäft theilnehmen lassen."

Am folgenden Tage griff ich schon nach meinem Hut, um den Bankier zu besuchen, als mir ein Argwohn durch den Kopf schoß. Ich hatte vergessen, die „Lebensweisheit" zu konsulkiren. Oh, mein guter Onkel, vergieb mir! Da saß ich nun und durchstörberte mit ungeduldiger Hand die Blätter meines Lebenswegweisers. Geschäfte... Geschäfte... ah, da ist es ja!

„Geschäfte. — In Geschäfte, wie in vielen anderen Dingen, ist in Berlin Mißtrauen eine der ersten Tugenden. Die Spekulation ist wie eine Gestalt mit einem Janusgesicht: Der Betrüger auf der einen, der Betrogene auf der anderen Seite. Regel ohne Ausnahme: Wenn Dir Jemand ein Geschäft vorschlägt, so will das sagen, daß es nichts werth ist, da man Dir es sonst nicht vorschlagen, sondern den Verdienst selber behalten würde."

Als ich diese Zeilen las, segnete ich meinen weisen Onkel Gottlieb aus dem Grunde meines Herzens; rettete er doch seinen Neffen vor einer drohenden Gefahr. Was den Bankier anbetraf, so vermied ich es nicht nur, ihn aufzusuchen, sondern ich drehte ihm sogar, als ich ihn auf der Straße erblickte, den Rücken zu, um ihn nicht grüßen zu müssen. Ein Mensch, der vom Betrug lebte! — Das war Nr. 3.

Ich habe schon gesagt, daß ich zu jener Zeit zwanzig Lenze zählte. Kann man in einem solchen Alter etwas anderes thun als sich verlieben?

„Sie" war so hübsch, so zärtlich und so unschuldig! Nicht ohne Grund glaubte ich annehmen zu dürfen, daß ich ihr nicht gleichgiltig sei. Ihre Blicke und einige verstohlene Worte beseitigten jeden Zweifel.

Man hatte mir allerdings mitgetheilt, daß ihre Mitgift sehr bescheiden sei. Was aber schadet das? Ich hätte vor mir selbst erröthen müssen, wenn ich mich durch eine solche Kleinigkeit hätte abschrecken lassen wollen.

Morgen — sagte ich zu mir — morgen werde ich um sie werben. Doch halt! Die „Lebensweisheit" lag geöffnet vor mir, als ich diesen Satz ausgesprochen hatte.

„Liebe und Heirath. — Leimruthe, mit der die dümmsten Gimpel gefangen werden. Fliehe die schönen Augen und das bescheidene Wesen eines mittellosen Mädchens wie die Pest. Diese Art Ausbeutung ist eine der gewöhnlichsten in Berlin." —

Ausbeutung! Das Wort stand da! Schöner Gedanke, mich aber wird man nicht ausbeuten, nein, mich nicht! Das Signalement stimmt übrigens wie in einem Steckbrief: Schöne Augen. Oh ja! (Seufzer). Bescheidenes Wesen. Sehr sogar. Ohne Mitgift. So ziemlich. Nun, da bin ich diesmal doch gut davongekommen. Gelobt sei mein Onkel Gottlieb und seine „Lebensweisheit"!

Als ich kurz darauf in einer Gesellschaft mit ihr zusammentraf, bewies ihr meine vernichtende Kälte, daß ich ihren arglistigen Plan durchschaut hatte. — Das war Nr. 4!

Merkwürdigerweise zeigte ich mich an jenem Abend ungemein erregt und empfand Lust, mich an Jemandem zu reiben. Zufällig sprach man gerade ganz begeistert von einem gewissen Grafen, in dem ich von jeher einen Nebenbuhler gewittert hatte.

Ein „Graf", bemerkte ich ironisch, ein schöner Graf! In Berlin sollte der Adel wie ein Schmuckkasten unter Verschluß gelegt werden. (Diesen Satz hatte ich kurz zuvor in der „Lebensweisheit" meines Onkels gelesen.)

Mein Unstern wollte, daß in jenem Augenblick gerade der Graf hinzutrat und meine Aeußerung hörte. Eine Herausforderung ein Degenstich in meine linke Schulter, den ich als Andenken davontrug. — Das war Nr. 5.

Ich mußte sechs Wochen lang das Bett hüten. Während einer solchen Leidenszeit hat man genug Muße, über alles Mögliche nachzudenken. Ich theilte die Ergebnisse meiner Betrachtungen einem Vetter mit, der mir eine Kondolenzvisite abstattete.

Ich erzählte ihm Alles. Zuerst die Geschichte meiner Bekanntschaft mit jenem reizenden, jungen Mann, vor dem ich mich später verleugnen ließ.

„Und Du hast ihn nicht wieder aufgesucht?" fragte mein Vetter. „Das ist ja einer der angesehensten jungen Kavalliere der Residenz. Sein Vater nimmt zudem eine der höchsten Beamtenstellungen ein und hätte Dir durch seine Gunst von großem Nutzen sein können."

Dann kam die Geschichte meines Manuskriptes.

„Wie schade! Das ist gerade das Thema, über das ich mit Dir reden wollte. Einer unserer ersten Verleger hat mich nämlich beauftragt, Dir ein sehr vortheilhaftes Angebot behufs Veröffentlichung Deiner Dichtung zu unterbreiten."

Hierauf die Geschichte meiner Beziehungen zu dem Bankier.

„Ein Finanzgenie! Sein letztes Geschäft hat ihm Millionen eingetragen."

Nun die Geschichte meiner Liebe.

„Ein Engel, theurer Vetter. Die junge Dame hat soeben zweimalhunderttausend Mark geerbt und heirathet den Grafen..."

„Meinen Gegner?"

„Denselben. Uebrigens ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle und Sprosse eines der ältesten Adelsgeschlechter des Landes."

* * *

Wahrhaftig, das war mir denn doch ein zu starker Tabak! Ich griff zur Feder und schrieb in heller Wuth folgenden Brief:

„Mein lieber Onkel Gottlieb!

Anbei sende ich Dir Deine „Lebensweisheit" zurück. In drei Monaten habe ich durch Befolgung Deiner Rathschläge einen Freund, einen Verleger, ein Vermögen, sowie einen Engel von einer Braut verloren und dafür weiter nichts als einen Degenstich gewonnen. Das ist zu viel des Glückes für einen jungen Mann! Es würde mich freuen, wenn Du einen Anderen mit Deinem Meisterwerk beglücken wolltest. Ich selbst habe daraus zu meinem Bedauern auf meine Kosten nur das Eine gelernt, daß die Illusion eines der kostbarsten Vorrechte der Jugend ist. Jeder Jahreszeit ihre Früchte!

Dein treuer Neffe
Alfred."

— Der Onkel hat mich natürlich enterbt.

Der Sandor.*)

Von Pauline Fürstin Metternich-Sandor.

Nach meiner Ansicht hat es nie einen muthigeren Mann gegeben, als mein Vater Moriz Graf Sandor war. Möglich, daß es noch mehr ebenso muthige giebt oder gegeben hat, unmöglich aber, daß er übertroffen wird. Er war tapfer, ja tollkühn bis zur Verwegenheit, war ein Character in des Wortes bester Bedeutung. Wahrheitsliebend, großmüthig, gütig für seine Untergebenen. Die kleinste Lüge oder Großthuerei empörten ihn, Beamte und Diener liebten, verehrten ihn trotz seiner Strenge. Sie blickten zu ihm auf wie zu einem höheren Wesen und gehorchten ihm blindlings. Ich selbst aber fürchtete mich vor ihm; sein rasches Wesen, sein wildes Dahinjagen mit rasenden Pferden, seine Stentorstimme, die man auf die Entfernung einer Viertelstunde hören konnte, seine Riesenkraft, von der er gerne Proben zu geben bereit war — das Alles zusammen wirkte auf das Gemüth des Kindes beängstigend und mußte dieses befangen machen. Mein Vater dagegen hat, wie er uns oft erzählte, das Gefühl der Furcht nie, weder als Knabe noch als Mann gekannt. Schon als dreijähriges Kind gab er den ersten Beweis seines tapferen Wesens und einer unglaublichen Willenskraft. Er spielte mit einem Hunde, der ihn plötzlich so stark in den Finger biß, daß das Blut mächtig hervorquoll. Ohne einen Schrei auszustoßen, ja ohne einen Laut von sich zu geben, packte er den Hund fest, biß ihm ein Stückchen seines Ohres ab und sagte, indem er das Thier beiseite stieß: „Wenn du mi beißen, i di a beißen!"

Mein Großvater, Vincenz Graf Sandor, bewohnte in Ofen sein eigenes, der Hofburg gegenüber gelegenes Haus, das noch heute, wiewohl es längst Eigenthum des Staates geworden und vom jeweiligen Minister-Präsidenten bewohnt wird, unter dem Namen Sandor-Palais bekannt ist. Graf Vincenz war ein sehr gestrenger Herr und ließ diese Strenge gar oft auch seinen Sohn Moriz fühlen. Seine Frau aber, meine gute Großmutter, Anna Gräfin Sandor, geborene Gräfin Szaparty, war ein Engel in Menschengestalt und wußte, da sie auch unendlich klug war, stets zu vermitteln.

Zwischen dem Sandor-Palais und dem Ofener Theater-Gebäude gab es einen Verbindungs-Gang. Graf Vincenz, der allabendlich das Theater besuchte, hatte den Befehl ausgegeben, daß die Kinder tagtäglich die Bitte vorzubringen hätten, ob sie in die Loge kommen dürften. Täglich aber lautete die Antwort: „Ich kann das ewige Betteln nicht leiden." Der kleine Moriz fühlte sich in seinem Stolze gekränkt und entschloß sich eines Tages, nicht mehr um die Erlaubniß zu bitten. Da gab es denn regelmäßig Schlag 7 Uhr Abends eine Scene und es regnete Strafen auf den jungen Trotzkopf. Aber es half Alles nichts. Dieser erklärte seiner Mutter: „Ich lasse mich keinen Bettler schelten, und werde nie mehr bitten, in's Theater gehen zu dürfen." Und er hat Wort gehalten. Unbegreiflicher Weise hat der Großvater der Erziehung und dem Unterrichte seines Sohnes so wenig Beachtung geschenkt, daß mein Vater trotz seiner ungewöhnlichen Begabung, in der Jugend wenig oder nichts gelernt hatte. Erst als Graf Vincenz gestorben und Graf Moriz in seinem 17. Lebensjahre sein eigener Herr geworden war, suchte dieser aus freiem Antriebe das Versäumte nachzuholen. Er entwickelte dabei wie in Allem eine bewunderungswürdige Energie. Der deutschen Sprache in der Schrift kaum mächtig, lernte er in wenigen Monaten so fließend und stylgerecht schreiben, daß seine Brief geradezu mustergiltig wurden. Er las sehr viel und hatte die Gabe, das Gelesene zu behalten. Französisch und Italienisch erlernte er in kürzester Zeit. Im Clavierspiel erreichte er rasch eine solche Fertigkeit, daß er Walzer und ungarische Weisen vortrefflich vorzutragen wußte, und wiederholt in den Salons gebeten wurde, sich hören zu lassen.

Als ihn die Trauernachricht von dem Ableben seines Vaters in Neapel erreichte, kehrte er schleunigst nach Ungern zurück. Der ihm von seinem Vater bestellte Vormund Tavernikus Gabriel Graf Keglevich, der des Grafen Vincenz Schwester Mathilde zur Frau hatte, ließ ihn sofort großjährig erklären... Wiewohl er sich nun wie etwa ein von langjährigen Fesseln befreiter Sklave fühlen mußte, zeugt es für seine ungewöhnliche Charakterstärke, daß er die ihm so jäh und unvermittelt gewordene Freiheit niemals mißbraucht hat. Nie hat er etwas gethan, was seinem Rufe irgendwie hätte schaden oder seine sociale Stellung oder sein Vermögen hätte erschüttern können. Nie hat er gespielt, nie auch nur einen Tropfen Wein getrunken.

Seine Gesundheit war geradezu phänomenal. Außer einem Scharlach, der ihn im Alter von vier Jahren heimsuchte, hatte er nie die geringste Krankheit zu bestehen. Ja er war, so weit ich mich erinnere, nie auch nur eine Stunde unpäßlich. Mußte er das Bett hüten, so war es nur in Folge von Beinbrüchen oder Verrenkungen, die er sich unzählige Male durch Stürzen vom Pferde oder aus dem Wagen zugezogen hatte. Er erlitt sieben Mal einen Bruch des rechten Beines, zweimal brach er den rechten und einmal den linken Arm, fünfundzwanzig Mal das Schlüsselbein und wiederholt mehrere Rippen. Sein rechtes Bein wurde schließlich so schwach, daß es bei der geringsten Veranlassung aus der Kugel kam und immer wieder eingerichtet werden mußte. Wie oft dies der Fall gewesen, weiß ich nicht genau, das aber weiß ich, daß es alle Augenblicke hieß: „Papa hat sich das Bein ausgekegelt." Beim „Einrichten" verzog er keine Miene, und wenn die Leute nicht fest genug anzogen, sagte er ganz ruhig: „Nur herzhaft — ich bin ja nicht von Glas." — Dieses unglückselige Bein trug er jahrelang in eisernen Schienen. Velpeau in Paris, Ashley Cooper in London hatten „Schwund" und auch „Brand" befürchtet und wollten wiederholt zur Amputation schreiten. Ein alter Bauer im Gebirge bei Blumbach hat meinen Vater ganz hergestellt.

Graf Vincenz hatte nie gestattet, daß sein Sohn reite, fahre oder jage. Trotzdem ist dieser, wie ich glaube unbestritten, der beste Reiter und Fahrer seiner Zeit und einer der vorzüglichsten Schützen geworden. Als mein Vater nach seiner Heimkehr aus Neapel auf seine Besitzung Bajna kam, nahm er nicht nur die Zügel der Regierung, sondern auch die seiner Pferde sofort in die Hand. Kaum dem Wagen entstiegen, eilte er in den Stall und gab den Befehl, ein prächtiges englisches Vollblut-Pferd, das ihm in die Augen fiel, zu satteln. Als sein ehemaliger Erzieher Kosztarovics, der noch im Hause lebte und sich, wie mein Vater behauptete, schon vor ihm gefürchtet hatte, als er sieben Jahre alt war, die Bemerkung wagte: „Das Reiten sei eine Sache, die erlernt werden müsse, man könne sich nicht so ohne Weiteres auf ein feuriges Pferd setzen, und der Herr Graf würde gleich abgeworfen werden," erhielt er die Antwort: „Wer das Reiten erst lernen muß, der erlernt es nie!" Sprach's und schwang sich auf's Pferd. Das Experiment verlief nicht nur ganz glatt, sondern versetzte die Anwesenden in Erstaunen und bald in Bewunderung. Der Reiter schien wie festgenagelt zu sitzen und tummelte das Pferd, als hätte er in seinem Leben nie etwas Anderes gethan. Dann ließ er eine Stange halten, sprang mehrere Male über dieselbe und befahl schließlich zum Entsetzen Aller, den Sattelgurt zu lösen. Vor Aufregung zitternd, vollführte das Stall-Personal den Befehl, und nun ritt der kühnste aller Reiter zuerst auf dem losen Sattel, dann, sich herabbeugend, ergriff er diesen, warf ihn beiseite und sprang mehrmals über eine fixe Barriere hinüber und herüber. Das ganze Personal stand mit offenem Munde.... Endlich stieg Graf Moriz vom Pferde und wendete sich an den alten Kosztarovics mit den Worten „Du siehst, ich bin für das Reiten geboren. Was hätte man mich denn da noch lehren sollen?" Vom Pferde weg eilte er zum Wagen und zeigte sich auch da als Meister. Vom Augenblicke ab, da er zum ersten Male den Kutschenbock bestiegen, war er auch der beste Kutscher, der jemals ein Pferde-Gespann geleitet hat.

Mein Vater besuchte England und erregte auch hier durch seine Meisterschaft im Reiten Aufsehen und Bewunderung. Nach vierzehn Tagen schon war er in der Sportswelt eine berühmte Persönlichkeit. In Melton Mowbray, wo die Parforcejagden stattfanden, setzte er durch seine Gewandtheit, Kühnheit und fabelhafte Unerschrockenheit alle Welt in Erstaunen. Die Pferdehändler drängten sich an ihn heran und boten ihm Pferde an, die Niemand zu besteigen wagte. Einer der bekanntesten unter ihnen, Namens Anderson, zeigte ihm ein prachtvolles Thier mit den Worten: „Wenn Sie es dahin bringen, nicht gleich abgeworfen zu werden und das Pferd in Melton reiten, so überlasse ich es Ihnen um den Preis von 100 Pfund Sterling." Mein Vater nahm den Handel an, und das Pferd kam nach Melton. Auf dem Rendezvousplatze angelangt, läßt Graf Sandor das Pferd abseits führen und schwingt sich auf. Im selben Augenblicke bäumt sich das Thier hoch auf und geht durch. Es rast dahin wie der Sturmwind; doch plötzlich, in Folge der unerreichten Reitkunst meines Vaters, beruhigt es sich und Roß und Reiter kehren zum Sammelplatze zurück, wo der zu Tode erschrockene Händler leichenblaß steht. Mein Vater kommt im Canter auf ihn zu und sagt: „Das Pferd ist vortrefflich. Ich danke Ihnen, daß Sie es mir verschafft haben. Morgen erhalten Sie Ihre 100 Pfund Sterling." Der gute Anderson wendete sich hierauf zu den zahlreich versammelten Herren und rief: „That is not a man, that is the devil!" („Das ist kein Mensch, das ist der Teufel!")

Als mein Vater sich anschickte, England zu verlassen, kam er nach London. Eines Tages sah er in der Regent-Street vor dem bekannten Bilderladen Ackermann eine große Anzahl Neugieriger. Er trat näher, und zu seiner größten Ueberraschung sah er in der Auslage eine große Zahl Bilder, einen Reiter im rothen Frack darstellend, und darunter die Worte: „Melton Mowbray — Count Sandor's Exploits." Ich besitze die ganze Serie.

Mein Vater lernte in Wien meine Mutter kennen. Der unbändige wilde Mann fand Gefallen an dieser weiblichsten aller Frauen. Ihre edle, ruhige, vornehme Haltung, ihr Geist, auch ihr hübsches Aeußere fesselten ihn, und er hielt um ihre Hand an. Mein Großvater war anfänglich betroffen und sprach die Befürchtung aus, daß die beiden so entgegengesetzten Charactere nicht zu einander passen würden... Doch meine Mutter erwiderte die Neigung des Grafen Moriz, und die Heirath wurde beschlossen. Vielen war es ein Räthsel, daß mein Vater zu einer stillen, zurückhaltenden Frau, wie es meine Mutter war, in heißer Liebe entbrennen konnte. Mir war die Lösung leicht: es kommt im Leben ja oft vor, daß Menschen, die in ihrem Temperament, in ihrem ganzen Wesen grundverschieden sind, sich wie entgegengesetzte Pole anziehen. Mein Vater, der außerordentlich klug war, sagte sich, daß nur eine ruhige, besonnene Frau zu ihm passe, und da er durch und durch vornehmer Gesinnung war, sehr gute Manieren liebte und auf ein distinguirtes Aeußere hielt, so war seine Wahl eine in jeder Beziehung vortreffliche und ich möchte sagen logische. Bis zu ihrem Lebensende hat er meiner Mutter eine tiefe, unbegrenzte Verehrung bewahrt, die sie aber auch wie selten Jemand verdient hat.

Meine Eltern hatten nur zwei Kinder, meinen Bruder Leo, der im frühen Kindesalter starb, und mich. Sie haben sich über den Tod des allerliebsten Kleinen niemals getröstet. Leo und ich mußten allerlei Torturen ausführen, um unseren Muth und unsere Geschicklichkeit zu erproben. Wir vollführten Alles, was uns anbefohlen wurde, aber der Muth war nur äußerlich. Im Innern hatten wir namenlose Angst. Einmal standen wir vor dem Jagdschlosse Gyarmath bei Bajna auf einer Wiese, um zuzusehen, wie mein Vater mit seinem besten und berühmtesten Springer Moineau Claze Hinderniß nahm. Da äußerte ich plötzlich unglückseligerweise, „daß ich um keinen Preis ein Gleiches thun würde". Mein Vater, dies hörend, giebt sofort den Befehl: „Setzt die kleine Comtesse zu mir!" Der Stallmeister hebt mich zum Entsetzen meiner Mutter auf das Pferd, und viermal springen wir über die große fixe Barriere. Großartig — aber entsetzlich!

Ich will nicht von den hundert und aberhundert Reit- und Fahrkunststücken, die mein Vater vollführte, erzählen. Sie sind zum größten Theile im Sandor-Album beschrieben, in Bildern festgehalten und somit sattsam bekannt. Alles, was das Album bringt, entspricht genau der Wahrheit. Graf Eduard Clam-Gallas, meines Vaters bester Freund, der viele der Bravourstücke gesehen und manche selbst mitgemacht hat, sagte mir bald nach dem Erscheinen des Werkes: „Man sollte es nicht glauben, aber es ist nicht ein Jota Uebertreibung in dem Album. Man könnte im Gegentheile behaupten, daß Vieles unter der Wahrheit geblieben ist." Ich glaube übrigens selbst, daß ihm Niemand in seinen unerhörten Wagnissen je gleichgekommen ist.

Sein Muth zeigte sich in allen Lagen, auch Menschen gegenüber. Eine Probe gab er hiervon, als im Jahre 1848 die Revolution in Wien ausgebrochen war. Seine unglaubliche Popularität in die Schanze schlagend, that er Manches, was bewies, daß er, was man Furcht nennt, nicht kenne. Ich erinnere mich genau, daß er mich eines Tages an seiner Hand durch die von einer Menge schreiender und johlender Menschen erfüllten Straßen der Stadt führte, um mir, wie er sagte, beizubringen, daß man sich niemals fürchten dürfe. Auf dem Michaelerplatze angelangt, wo, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine ungeheure Menge versammelt war, ertönte plötzlich neben uns aus einer Gruppe sogenannter „Pülcher" der Ruf: „Es lebe die Republik!" Kaum hatte er die Worte vernommen, versetzte mein Vater dem, der sie gerufen, eine so gewichtige Ohrfeige, daß der Schreier an der Kirchenthür zusammensank. Als die Menge gewahr geworden, von wessen Hand die Ohrfeige gekommen, erscholl auch schon: „Hoch Sandor! Bravo Sandor!" Erst nach Jahren, als ich schon erwachsen war, erschien mir die Unerschrockenheit meines Vaters in vollem Lichte, und die kühne That festigte in mir die Ueberzeugung, daß die Menge — wie die Frau — eigentlich nur den liebt, der ihr imponirt.

Mein Vater war „kaisertreu" im vollsten Sinne des Wortes. Für seinen Kaiser hätte er Alles geopfert, sich in Stücke reißen lassen. Als er erfuhr, daß die revolutionäre Regierung in Ungarn daran denke, die Sandor'schen Güter zu confisciren, sagte er ganz ruhig: „Sie sollen sie nur nehmen, mein Kaiser wird mir und den Meinen schon ein Stück Brot geben, damit wir nicht Hungers sterben!"

In Folge der zahlreichen Stürze, hauptsächlich aber eines Sturzes, den er in der Nähe von Linz erlitt, wo er aus dem Wagen geschleudert worden und mit dem Hinterkopfe auf ein eisernes Gitter auffiel, entwickelte sich ein Gehirnleiden, das solche verheerende Fortschritte machte, daß mein armer Vater zu Ende des Jahres 1850 im adeligen Casino zu Wien den ersten Wahnsinnsanfall hatte. Er wollte dort Alles in Stücke schlagen und mußte gebunden werden. Er kam in ärztliche Behandlung und wurde nach Prag in die Irrenanstalt des Dr. Riedl, die damals als die beste galt, transportirt. Sechs volle Wochen währten die Tobsuchtsanfälle, und es ist den Aerzten unerklärlich geblieben, daß er damals den furchtbaren Leiden nicht erlegen ist. Seine kräftige Natur hatte ihn auch darüber hinweggeholfen; allein von dieser Zeit ab bis zu seinem Lebensabende hielt doch die geistige Umnachtung an. Als er nach anderthalb Jahren wieder zu den Seinen zurückkehrte, war er nur mehr der Schatten dessen, der er einst gewesen! Er konnte unter Menschen verkehren, und wer nur wenige Worte mit ihm wechselte, merkte nichts von seinem traurigen Zustande; bei einem längeren Gespräche aber fielen die Wiederholungen alter Geschichten auf.

Der Kaiser, der gesammte kaiserliche Hof, insbesondere aber die Frau Erzherzogin Sophie und der Herr Erzherzog Franz Karl hatten die echt patriotische und treue dynastische Haltung meines Vaters während der Revolutionszeit nicht vergessen und ließen trotz seines Zustandes keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihn zu sich zu rufen. In Ischl, wo er im Sommer weilte, wurde er immer gleich nach seiner Ankunft zur Hoftafel geladen. In rührender Fürsorge und Gnade richtete es die vortreffliche Frau Erzherzogin Sophie dann immer so ein, daß kein Fremder an diesem Tage der Hoftafel zugezogen wurde, damit Graf Sandor, wie sie sich so liebevoll äußerte, „die Freude habe, seine alten Geschichten ungestört erzählen zu können."

Es war ein trauriges, wahrhaft erschütterndes Bild, den einst so lebensfrohen, übermüthigen, geistig glänzend veranlagten Mann in solcher Weise seinem Lebensende entgegengehen zu sehen. Nach achtundzwanzig Jahren kam die Erlösung; er verschied am 23. Februar 1878. Als sein Leichnam beim Erwachen des Frühlings zur ewigen Bestattung von Wien nach Bajna überführt wurde, holten vier feurige Rappen den die sterblichen Reste bergenden Sarg von der Eisenbahn-Station Gran ab. Als der Leichenwagen vor der Kirche angelangt war, nahmen die Pferde aus unbekanntem Grunde Reißaus und rasten davon. Der Geistesgegenwart des alten Kutschers, der in jungen Jahren seinen Herrn so oft begleitet hatte, war es zu danken, daß die Pferde gegen das Thor einer Scheune gelenkt wurden und hier zusammenbrachen. Nachdem die Einsegnung in Bajna stattgefunden hatte, wurde der Sarg bis zur Fertigstellung der Gruft-Kapelle in Gyarmath provisorisch beigesetzt. Als der Bau vollendet und die Leiche feierlich dorthin gebracht werden sollte, geschah abermals Unglaubliches. Ein ganz anderes Gespann nahm wieder Reißaus, und nur mit größter Anstrengung gelang es, die Rosse zu bändigen. Alle seine Pferde wollten dem Sandor in ihrer stürmischen Art die letzte Ehre erweisen oder sträubten sich, ihn der Erde für immer übergeben zu lassen.

Zum Schlusse möchte ich noch hinzufügen, daß, die Tochter des Sandor wohl etwas von dessen Muth und Energie den Menschen und Ereignissen gegenüber geerbt haben mag, daß sie sich aber immer schmählich vor Pferden gefürchtet hat. Dieses letztere traurige Geständniß wird mir der undergeßliche Tahingeschiedene gewiß um so eher verzeihen, als er die Wahrheit über Alles liebte und es überdies nicht leiden konnte, wenn Frauen zu Pferde saßen.

*) Das monumentale culturhistorische Prachtwerk „Franz Joseph der Erste und seine Zeit" (Herausgeber J. Schnizer) bringt in seinem inhaltsreichen zweiten Band, der demnächst im Buchhandel erscheint, auch eine Galerie der bedeutendsten und interessantesten Persönlichkeiten der franciscо-josephinischen Epoche. Für diese Walhalla hat Fürstin Pauline Metternich-Sandor das Bildniß ihres Vaters gezeichnet. Auf dem freundlichen Entgegenkommen des Herausgebers des genannten Werkes sind wir in der Lage, diesen Anlaß der geistvollen Fürstin ausführlich mitzutheilen. — Die Red.

Aus dem Leben.

Seine Pflicht erfüllen als ganzer
Mann,
Ist Selbstgewinnst. —
Dem Nächsten helfen, so gut man
kann,
Ist Gottesdienst: —
Wer wankt und schwankt, und Nichts
mehr wagt,
Geräth in Noth. —
Wer völlig an sich selbst verzagt,
Ist geistig todt. —